

oder Pflegeheimen, sondern in ihrer angestammten Umgebung. Ein sehr hoher Prozentsatz alter pflegebedürftiger Menschen wird von Familienangehörigen betreut, meist durch Tochter, Schwiegertochter oder sogar Enkelin. Fast durchwegs sind es Frauen, die pflegen, selten, aber auch, Männer. Dabei sind es nicht nur die Mehrgenerationenhaushalte, in denen gepflegt wird. In vielen Fällen nehmen Familienangehörige kleinere und größere Entfernungen auf sich, um die pflegebedürftige Mutter oder den Vater – oder beide – zu betreuen. Oft trifft zu, daß ein Elternpaar, das noch mit der Sorge und der Zeit der Erziehung und Betreuung der eigenen Kinder beschäftigt ist, sich auch um die Pflege der eigenen Eltern zu sorgen hat. In den letzten Jahren werden sie deshalb durch öffentliche oder private Einrichtungen unterstützt. Das Pflegegeld ermöglicht die Bezahlung mancher Hilfe, und von den Sozialstationen der Sozialeinrichtungen kann man stundenweise Heimhilfe anfordern. Die Caritas setzt auch ihre Familienhelferinnen vermehrt in jenen Haushalten ein, wo Kranke zu pflegen sind. Die psychische und physische Sorge und Arbeit für pflegebedürftige Menschen bleibt aber vor allem bei den privaten BetreuerInnen.

Von diesen reiben sich sehr viele seelisch auf und verbrauchen viel Zeit, allein deswegen, weil sie zu wenig über die Techniken der Pflege und über die psychische Verfaßtheit der/des zu Pflegenden wissen. Vieles kann an Unmut, ja oft an Lästigkeit beim Gepflegten abgebaut oder schon von Anfang an verhindert werden, wenn man die Pflegemaßnahmen gut beherrscht und weiß, wie ein/e Gepflegte/r seelisch reagieren kann.

In der Diözese St. Pölten sah man es schon in den 70er Jahren als eine Aufgabe der Kirche an, hier Hilfe zu bieten. Nach Versuchen mit diözesanen Krankenpflegekursen veranstalten seit längerer Zeit die Caritas und das Katholische Bildungswerk gemeinsam pfarrliche Krankenpflegekurse. Dabei werden an drei Abenden die wesentlichen psychologischen Probleme angesprochen und die grundlegenden pflegerischen Maßnahmen theoretisch und praktisch vermittelt. Solche Kurse sind inzwischen in fast allen Pfarren der Diözese durchgeführt worden, in vielen Pfarren sogar mehrere.

Die Pflege alter und kranker Menschen geht schließlich oft in die Pflege und Begleitung Schwerkranker und Sterbender über. Viele Menschen wollen nicht im Spital sterben, sondern daheim, wo sie ihr Leben gestaltet haben. Die Begleitung dieser Menschen stellt aber an die Betreuer noch einmal ganz andere Anforderungen. Im Geist der Hospizbewegung werden daher in der Diözese St. Pölten (überwiegend pfarrliche) Seminare für die verschiedenen Aspekte der Sterbebegleitung durchgeführt. Dabei geht es vor allem um die psychologische Bewältigung der mit der Sterbebegleitung verbundenen Aufgaben. Daneben gibt es Tagungen für Priester und Laien über die theologischen Fragen und Seminare für die richtige Gesprächsführung mit den Schwerkranken und Sterbenden, aber ebenso mit deren Angehörigen.

Zeitgeschehen

Christa Esterházy

Die 2. Europäische Ökumenische Versammlung, Graz 23.–29. Juni 1997

„Versöhnung – Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens“

Eine Moderatorin der Plenumsversammlungen in Basel und des „Frauzentrums“ in Graz berichtet im folgenden, wie sich die „2. EÖV“ für sie als Frau dargestellt hat und worin Bedeutung und Grenzen dieser großen Veranstaltung lagen. red

Vergleiche sollten im allgemeinen vermieden werden, und darum sollte auch die 2. Europäische Ökumenische Versammlung in Graz, die kürzlich zu Ende ging, nicht mit jener ersten verglichen werden, die 1989 in Basel stattfand, auch wenn für mich, als Teilnehmerin bei beiden, die Versuchung groß ist, dies zu tun. Eingangs soll vorerst auf die optische Wirkung dieses zweiten großen ökumenischen Ereignisses verwiesen werden:

– etwa 700 Delegierte, weit über 10.000 an-

gemeldete TeilnehmerInnen, wobei fast die Hälfte aus den Oststaaten angereist waren; – ein unglaublich buntes, lebhaftes Treiben nicht nur im Messegelände, sondern auf vielen Plätzen der Stadt und in vielen zusätzlichen Veranstaltungszentren, wie etwa Friedens- oder Welthaus, Frauenzentrum und Ökumenisches Dorf;

– über 360 Veranstaltungsangebote, eine schier unübersehbare Vielfalt an Hearings, Workshops und an kulturellen Darbietungen;

– die „Agora“, als Markt der Möglichkeiten, wo Gruppen, Organisationen und Initiativen auf unglaublich kreative Weise sich und ihre Arbeit vorstellten und sich hier für viele die Chance ergab, Informationen zu tanken, nähere Kontakte zu knüpfen, sich für Neues zu begeistern;

– die ökumenischen Gottesdienste im großen Zelt am Messegelände, die wie fast alle Veranstaltungen ausgebucht und oft überfüllt waren;

– die geschwisterliche Atmosphäre, die nicht nur bei der Grazer Bevölkerung Erstaunen und Bewunderung hervorrief, sondern der echte Ausdruck guten Willens war und Lebensfreude und den Wunsch nach Versöhnung widerspiegelte.

Zu hoch gesteckte Erwartungen?

Die Erwartungen waren groß, vielleicht zu hoch gesteckt, beflügelt vor allem von dem wohl bedeutsamsten Unterschied zu Basel: Die Mauer war gefallen, Ost und West waren nicht mehr getrennt. Es konnten daher ein völlig anderes, offeneres Gesprächsklima erwartet und Handlungsmöglichkeiten erhofft werden, die, da nunmehr die politischen Schranken gefallen waren, die christliche Geschwisterlichkeit, das Gemeinsame in den Vordergrund stellen, die weiterhin bestehenden Unterschiede nicht als schmerzhaft trennende Konflikte, sondern, wenn auch nicht jetzt und sofort, als überwindbare Grenzen erkennen lassen. Das seitens KEK und CCEE vorgegebene *Procedere* war anders als seinerzeit in Basel. Damals – und dieser Vergleich ist notwendig und legitim – stand der „Konziliare Prozeß“ im Vordergrund, hatten Christen in vielen Ländern Europas sich lange Zeit vor der eigentlichen Versammlung intensiv mit dem zu verabschiedenden Dokument „Frieden in Gerechtigkeit“ befaßt und

konnten daher vor allem die Delegierten an die ihnen gesetzten Aufgaben meist wohl vorbereitet herantreten. Diesmal lag zwar ebenfalls ein von einem Redaktionskomitee von KEK und CCEE erarbeitetes Dokument zum Thema der Versammlung vor, wobei der erste Entwurf im Spätherbst 1996 an alle KEK-Mitgliedskirchen und CCEE-Bischofskonferenzen sowie die Partnerorganisationen und alle Interessierten mit der Bitte um Stellungnahme ergangen war und eine überwältigende Resonanz und umfassende und detaillierte Änderungswünsche und Anmerkungen hervorgerufen hatte, der zweite überarbeitete Text aber erst im April 1997 ausgeschiedt wurde, so daß für viele ein intensives Studium nicht mehr möglich war, was im Laufe der Versammlung oft schmerzhaft deutlich wurde. Als Abschluß der 2. EÖV sollten, so hatte das Gemeinsame Komitee von KEK und CCEE entschieden, drei Schlußdokumente verabschiedet werden: eine kurze *Botschaft*, ein *Basistext* und *Handlungsempfehlungen*. Das Arbeitsdokument sollte, so war in der Einleitung zu lesen: „... als eine mögliche Beratungs- bzw. Beschlußvorlage dienen“, wobei der erste Teil eine Vorlage für den Basistext, während der zweite Teil einen Rahmen für die zu erarbeitenden Handlungsempfehlungen bilden sollte.

Die Frage stellt sich nun, was die Erwartungen sowohl der Delegierten als auch der Teilnehmer und Teilnehmerinnen waren: Was erhofften sie sich für ihre Kirchen und für sich persönlich, welches Fenster würde sich öffnen, um Visionen echter Versöhnung hereinzulassen, welche Schranken würden fallen, wie sehr würden sich Ost und West näherkommen...? Die Eröffnungsansprache des Vorsitzenden der CCEE, Kardinal Vlk, ließ einiges erhoffen. Hier war ein Kirchenvertreter, der nicht nur innerhalb seiner Kirche Bedeutung erlangt, sondern auch viele Jahre der politischen Herabsetzung erlebt hatte und als Fensterputzer Kontakte knüpfen und Erfahrungen machen konnte, die nicht den geläufigen Möglichkeiten eines Priesterlebens entsprachen. Nicht nur stellte er die Frage in den Raum, ob Versöhnung überhaupt möglich sei, sondern er sprach auch offen aus, daß es noch viele Unterschiede auf vielen Ebenen zwischen den Kirchen gäbe, die nicht verschwiegen werden dürften, und daß Versöhnung möglicherweise der

Hoffnung vieler nach etwas Neuem entspräche:

„Ist es möglich, einen ‚Evolutionssprung‘ zu machen, der uns in eine neue Dimension hebt, über Trennungen der Völker und Ethnien hinweg, über Trennung zwischen Nord und Süd, zwischen Siegern und Besiegten, zwischen Starken und Schwachen und über die Verwundungen, die durch den Verlust von Liebe und von Sinn, durch das Leiden und letztendlich durch die Unerbittlichkeit des Todes entstanden sind?“

Und weiters:

„... Aber was werden wir aus unserer Verschiedenheit machen? Werden wir diese Tage wieder zum Anlaß nehmen:

– zu Gleichgültigkeit oder Angst voneinander?

– zum Taktieren, um eigene Interessen durchzusetzen?

– zu vordergründigen Kompromissen?

– zur Aufteilung von Einflußzonen?

– zu einer oberflächlichen Toleranz, die natürlich zwar besser als die Religionskriege ist, aber die nicht der gemeinsamen Suche nach Wahrheit dient?

– zu Ansprüchen und anmaßenden Forderungen oder sogar Konflikten?

Werden wir wiederum die tragische Erfahrung von Babel mit ihrer Sprachverwirrung machen, oder wird das Wunder von Pfingsten geschehen?“

Die Ansprache des russisch-orthodoxen Patriarchen Alexy II. von Moskau und Ganz Russland rückte bereits die Frage nach Verschiedenheiten und Angst voneinander in den Vordergrund und erweckte neuerlich die Sorge bezüglich einer fehlenden Bereitschaft seitens der Orthodoxie, Fragen der eigenen Macht und Einflußbereiche jenen der christlichen Geschwisterlichkeit hintanzustellen:

„... Wir bedauern zutiefst, daß die radikalen Veränderungen in Osteuropa die interkonfessionellen Beziehungen unter den Ländern unsere Region und innerhalb dieser Länder beeinträchtigt haben. In vielen osteuropäischen Ländern ist heute eine Verschlechterung der ökumenischen Situation festzustellen. Dies ist auf die Tätigkeit ausländischer Missionare zurückzuführen, die massiv Proselytismus betreiben. Ihre Bemühungen konzentrieren sich auf Menschen, die entweder in der orthodoxen Kirche getauft wurden oder historisch in ihr verankert sind. Diese

seit sechs Jahren andauernde Invasion hat die Situation innerhalb der Kirche stark angespannt. Der Begriff ‚Ökumene‘ ist im Bewußtsein der Mehrheit der Mitglieder unserer Kirche zu etwas Gefährlichem und völlig Unakzeptablem geworden. Diese Situation hat zu zahlreichen Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit anderen Kirchen geführt. Wir sehen darin eine Herausforderung an die Kirchen in Europa und jene Kirchen außerhalb Europas, aus deren Ländern diese Invasion ihren Ausgang genommen hat.“

Die Differenz zwischen Kirchenführung und Basis

Hier tritt bereits jene Differenz zwischen den Ebenen der Kirchenführung und der Basis, des „Volkes Gottes“, klar zutage, die für einen Großteil der Teilnehmer und Teilnehmerinnen spürbar, schmerzhaft und oft unverständlich war, weil sie selbst in ihren Gruppen, in ihren persönlichen Kontakten mit Menschen aus anderen Kirchen, Nationalitäten und Interessensgebieten in Graz völlig andere Erfahrungen machen durften. Hier mußte auch den Delegierten klar werden, wie sehr sie durch ihre Verpflichtungen an Plenarsitzungen, vorgeschriebenen Arbeitsgruppen und Dialogforen, fast möchte man sagen, „ghettoisiert“ wurden, denn ohne aus dem vorgegebenen Delegiertenrahmen auszubrechen, gab es für sie kaum Möglichkeiten, Veranstaltungen zu besuchen, die für sie und ihre zukünftigen Aufgaben innerhalb ihres kirchlichen Lebens wesentlich bedeutender gewesen wären als die ihnen auferlegten Pflichten. Es war daher kaum verwunderlich, daß die Delegiertenarbeitsgruppen, die Veränderungswünsche bezüglich Basistext und Empfehlungen erarbeiten sollten, unterschiedlich und ungleichmäßig besucht wurden, wichtige, fix angemeldete TeilnehmerInnen oft gar nicht teilnehmen konnten, weil sie anderswo anscheinend unentbehrlich waren, und die erwünschte Ausgewogenheit dieser Gruppen, sowohl was Kirchenzugehörigkeit, Nationalität und Gender betraf, nicht zustande kam. Für viele der Delegierten war eine Teilnahme an diesen Arbeitsgruppen frustrierend, da die Vertrautheit vieler mit dem Dokument nicht gegeben war und man sich daher innerhalb der sehr begrenzten Zeit mit Grundsatzfragen auseinandersetzen mußte, anstatt kon-

krete Wünsche und Vorschläge formulieren und beschließen zu können.

Zwei Schwerpunkte: Orthodoxie und Frauen

In diesen Arbeitsgruppen traten auch jene beiden Schwerpunkte hervor, die allseits aufgegriffen, in den Medien laufend präsent waren und tatsächlich den Ablauf der Versammlung sowohl positiv als auch negativ begleiteten: Orthodoxie und Frauen. Allgemein war erwartet worden, daß die Rolle der Orthodoxie in Graz im Vordergrund stehen würde, nachdem erstmals eine echte Annäherung zwischen Ost und West durch die politischen Veränderungen seit Basel möglich geworden war. Spannungen, wie sie innerhalb der Kirchenvertretungen auf hoher und höchster Ebene zu finden waren, waren oft für „normale“ Teilnehmer und Teilnehmerinnen viel weniger spürbar: Viele von uns erlebten Toleranz und gegenseitigen Verständigungswillen, bei dem es nicht um „Versöhnung ja, wenn du zuerst nachgibst“ ging, sondern um praktische Schritte der Annäherung. So konnten oft vorgefaßte Meinungen entschärft werden, wenn etwa orthodoxe Frauen, denen vor allem in Fragen des Priestertums für Frauen strikte Ablehnung nachgesagt worden war, offen bekundeten, daß sich diese Frage für sie sicherlich nicht stelle, daß aber Frauen anderer Religionen auch diese Möglichkeit offenstehen müßte, wenn sich diese mit den gegebenen innerkirchlichen Voraussetzungen abdecken ließen.

Die Bedeutung des „Frauzentrums“

Für Frauen, die an dieser Versammlung teilnahmen, gab es sowohl positive als auch negative Erfahrungen. Negativ war der seitens KEK und CCEE vorgegebene Wunsch, den Frauen keine eigene „Schiene“ im Programm zuzugestehen, wie dies etwa bei der Jugend der Fall war. Dabei wurde, wie in vielen Bereichen der Politik, von „Mainstreaming“ gesprochen, daß das Frauenthema überall integriert, die Frauen überall präsent sein sollten und sie daher keine eigene Plattform benötigen würden. Das „Frauzentrum“, das dann dank der Unterstützung des Lokalkomitees und der beharrlichen Vorbereitungsarbeiten der Vertreterinnen des Ökumenischen Forums Christlicher Frauen in Europa (Österreich) zustande

kam, war der eindeutige, äußerst erfolgreiche Beweis dafür, daß Frauenanliegen und -probleme großes allgemeines, auch mediales Interesse erwecken konnten, und daß Frauen nicht bereit waren, als Nebenprogramm bzw. Randgruppe abseits zu stehen, sondern mit brisanten Themen – wie etwa dem Dialog zwischen Frauen aus Israel und Palästina – auf sich aufmerksam machen konnten. Die angestrebte Mischung von vielseitigen und vielschichtigen Angeboten von Hearings, Arbeitsgruppen, Unterhaltung, Geselligkeit und Gastfreundschaft, die sowohl professionell organisiert, gleichzeitig aber auch menschlich ansprechend präsentiert wurden, wurde nicht nur freudig angenommen, sondern auch als wichtiger Bestandteil der Grazer Versammlung anerkannt. Und auch wenn Frauen es, mit Recht, als notwendig erachteten, vor dem Plenarsaal ein Frauentreffen – mit dezidiert, aber keineswegs aggressiver Botschaft – zu organisieren, so dürfte die Aussage bei der letzten Plenarsitzung, daß dank des Frauzentrums die Frauenfrage erstmals im Vordergrund einer Ökumenischen Versammlung stand, doch die Mühen und Anstrengungen vieler Frauen, sowohl vor als auch während der Versammlung, anerkannt haben und für sie eine wohlverdiente Genugtuung gewesen sein. Es ließ sie auch einerseits vergessen, daß Kardinal Martini in seiner Eröffnungsrede nur von „Christen“ und „Brüderlichkeit“ sprach, andererseits sich darüber freuen, daß die Sprache der Botschaft, des Basisdokuments und der Empfehlungen bereits eine gendgerechte Sprache sprach.

Botschaft und Basisdokument – was bleibt von Graz

Botschaft und Basisdokument wurden nach lebhaften Diskussionen mit großer Stimmenmehrheit angenommen, die Empfehlungen zur Kenntnis genommen. Was wird tatsächlich von Graz übrigbleiben? Immer wieder wurde betont, daß das Dokument nicht den einzigen, wesentlichsten Bestandteil dieses Versuches gegenseitiger Versöhnung zwischen den Kirchen Europas darstellen werde, sondern daß das Erlebnis des geschwisterlichen Miteinanders, der Austausch von Meinungen, das Aufeinander-Zugehen und Einander-Zuhören, die menschlichen Verbindungen auf vielen Ebe-

nen zwischen Religionen, Kirchen, Nationalitäten und ethnischen Gruppen, Frauen und Männern, jung und alt die wirksamste Auswirkung dieser 2. Europäischen Ökumenischen Versammlung sein würde. An uns wird es liegen, diese hoffnungsvollen Erwartungen in die Tat umzusetzen. Es wird nicht immer leicht sein, Versöhnung im Alltag zu praktizieren. Wir sollten aber, wenn Europa für uns auch in Zukunft unsere gemeinsame geistige Heimat sein soll und wir uns als Teil einer großen gemeinsamen Welt verstehen wollen, getrost versuchen, diese Gabe Gottes, die Quelle neuen Lebens auszuschöpfen und dankbar anzunehmen.

Predigt

[nein]

Marie-Louise Gubler

Gegen den Strom schwimmen . . .

Zu Röm 12, 1–3 und Mt 16, 21–26

Die Welt, in der Paulus lebte, glich in mancher Beziehung der unsrigen. Das römische Imperium umfaßte den ganzen Mittelmeerraum: Die Kommunikation zwischen Ost und West, zwischen den Hafenstädten und den entlegensten Provinzen funktionierte. Das römische Soldatenheer brachte neue Ideen, Religionen, Kulturen miteinander in Berührung. Es war eine „aufgeklärte“ spätantike Hochkultur, in die die Botschaft von Jesus getragen wurde. Aber diese Welt war zutiefst krank: Die Lebensangst, die Langeweile, die Banalität einer ziellosen Lebensweise, die Hoffnungslosigkeit und Resignation einer ganzen Generation, der alle Möglichkeiten offen schienen, die Profillosigkeit einer alles tolerierenden Gesellschaft waren der „Wurm“ in allem. Wie sollte eine solche Welt das Feuer des Evangeliums verstehen? Paulus schreibt den Christen in der damaligen Hauptstadt aus Korinth etwas höchst Bedenkenswertes: „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern ändert euch und werdet neu in eurem Denken“, erst dann könnt ihr überhaupt erkennen, was Gott mit dieser Welt will. Und: Wirklicher Gottesdienst ist

euer ganzes Leben, dieses Anderssein und Umdenken. Offensichtlich hatte Paulus in Athen eine schockierende, aber heilsame Erfahrung gemacht: Er hatte versucht, das Bestehende christlich zu „taufen“; den Altar für einen „unbekannten Gott“ für Christus zu beanspruchen. Es war der Versuch, Bestehendes, durchaus Akzeptables im Heidentum mit einem hohen „C“ zu überhöhen und zu sanktionieren. Der Versuch mißlang gründlich, und Paulus wurde von den gebildeten Philosophen nicht ernst genommen. Paulus hat die subtile Versuchung des Christentums erkannt, durch Anpassung Einfluß und Ansehen gewinnen zu wollen. Wenn Religion neben allen anderen Angeboten zur Lebensbewältigung angeboten wird, verliert sie ihre eigentliche Funktion, Salz und Ferment, Schärfe und Krise des Bestehenden zu sein. Fortan kannte Paulus nur mehr den Gekreuzigten: Kurzformel für die Krise des Menschen und die ganz andersartige Wirklichkeit Gottes. Auch das heutige Evangelium spricht von dieser Krise. Petrus hatte geträumt vom jüdischen Tempelstaat und seiner Wiederherstellung durch Jesus. Er, der Messias und Gottessohn sollte endlich sein Volk vom römischen Besatzungsjoch befreien. Die Gottesherrschaft, von der Jesus gesprochen hatte, würde endlich die Nation wieder groß machen und ihr den zentralen Platz für die Welt einräumen. Etwas vom neuen Glanz würde auch auf die Freunde Jesu fallen, die sich bereits um die Ehrenplätze zur Rechten und Linken Jesu stritten. Und deshalb wehrt er vehement das Leiden ab: Niemals darf das geschehen! Ja, er tadelt Jesus, überhaupt solchen Gedanken auszusprechen. Jesu Reaktion ist äußerst heftig: „Weg mit dir, Satan, geh mir aus den Augen! Du willst mich zu Fall bringen; denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen!“ Unmißverständlich sagt Jesus: Petrus, du bist ein Satan, ein „Verwirrer“, der mich – einen versuchbaren und empfindsamen Menschen wie du – zu Fall bringen will, ohne es zu wissen. Denn ich leide – mehr als ihr alle – an der Verlorenheit meines Volkes, an der Unterdrückung und den Leiden Israels. Und die Gefahr hat Jesus schon am Anfang seines Wirkens in der Versuchungssituation erkannt: Macht zu gebrauchen, um aus Steinen Brot für die Vielen zu machen und ihren Hunger materiell zu stillen; göttliche Faszination